

daß von übertriebenen Ansprüchen der Haus-
angestellten keine Rede sein kann. Ob nach
hundert Jahren das Verhältnis anders sein
wird, so daß wir dann die Söhne des Himmels
als Erretter in der Not ansehen müssen, ist nach
der heutigen Lage zu beurteilen, wohl nicht zu
erwarten.

Humor auf dem Standesamt

Lebhaftes und feines Erleben während seiner
Amtstätigkeit erzählt ein Standesbeamter in
einer englischen Zeitschrift. „Ich glaube,
nichts macht einen Mann so zerstreut wie das
Sein.“ Ich schreibe er. „Kürzlich traute ich ein
junges Paar, händigte dem Bräutigam die
Papiere ein und sagte ihm, wieviel er zu zahlen
habe. Sein Gesicht wurde puterrot, er suchte
verzweifelt in seinen Taschen und stürzte plötz-
lich aus dem Zimmer. Die Braut, die sich gar
nicht erklären konnte, was vorging, wartete
zehn Minuten in höchster Erregung, bis ihr
schweigender Zukünftiger wieder herantaste und
schwer aufatmend das Geld auf den Tisch legte.
Wie ich nachher hörte, hatte er seine Briefe
zu Hause gelassen und nun rasch seine goldene
Uhr und Kette verlor.“

Ein andermal wollte ich eben die Trau-
formel aussprechen, als plötzlich ein junger
Mann hereinstürzte und schrie: „Ich verbiete
Ihnen, diesen Mann zu trauen; er ist ein Dieb,
trägt jetzt meine Hose und gehört ins Ge-
fängnis.“ Der Mann wirkte wie eine Bombe
und ich suchte die hochgehenden Wogen der
Erregung zu glätten. Wie ich erfuhr, waren
der Bräutigam und der andere Bruder
hatten beide um dasselbe Mädchen angehalten.
Als diese den jetzigen Bräutigam erfuhr,
wurde der Bruder zornig und sprach kein
Wort mehr mit ihm; sie blieben aber beide
bei den Eltern wohnen. Der Bräutigam hatte
nun, als er zur Trauung ging, ein paar neue
Beinkleider angelegt, die zufälligerweise dem
Bruder gehörten, aber den von ihm selbst für
diesen Zweck bestellten auffallend ähnelten. Ich
suchte dem Wütenden klar zu machen, daß es
sich um ein bloßes Mißverständnis handelt, und
so verließ er dann brummend das Standesamt.
Als die Zeremonie zu Ende war, sagte die
Braut nachdenklich: „Das hätte ich nicht ge-
dacht, daß ich meinen Mann in den Hosen sei-
nes Bruders heiraten würde!“

Ein Mann betrat das Standesamt eine halbe
Stunde vor der angeetzten Trauung und bat,
ob er Platz nehmen dürfe; er zog eine Whisky-
flasche aus der Tasche und nahm kräftige Züge.
„Ich muß mir einen höflichen Mut trinken“,
sagte er erklärend, „denn ich soll jetzt heiraten.“
Es werden das verstehen, wenn Sie sie sehen.“
Als die Braut pünktlich zur Minute eintraf,
sah ich sie und — verstand ihn.
Wohl die merkwürdigste Bitte, die an mich
gerichtet wurde, kam von einem bekannten Ro-
manntypist. Er fragte, ob er nicht eine
Woche lang jeden Tag in meinem Bureau
sitzen und beim Trauen zusehen dürfe. Als ich
den Grund wissen wollte, erwiderte er: „Ich
will selbst nachsehen, wie es ist, und da möchte
ich vorher die Stimmung dieses Ortes in allen
Einzelheiten kennen lernen.“ Und wirklich
benahm er sich an dem großen Tag musterhaft.“

Sitten bei Brautwerbungen

Im Dichtmarchen pflegt man noch heutzutage
einem Freier, dessen Bewerbung nicht angenom-
men werden soll, vor dem Hause der Angebe-
teten um die Zeit, wenn man sein Kommen ver-
mutet, eine Schaufel aufzustellen, um ihm eine
abschlägige Antwort zu ersparen. Dort ist also
„eine Schaufel bekommen“ gleichbedeutend mit
„einen Korb bekommen“. — In Litauen besteht
noch der Brauch, dem Liebhaber, der mit seiner
Bewerbung abgewiesen werden soll, einen Kranz
von Erbsen zu geben. An den Stielen einiger
Gutsbesitzer wird dem Brautwerber, der weder
von der Seite des Mädchens noch von jener der
Eltern einen günstigen Bescheid erwarten darf,
bei der Tafel eine Gans in schwarzer Sauce vor-
gelegt, und dieses Gericht vertritt die Stelle
eines Korbens. — In Island genügt schon ein
mit Blut bräunlich und fauer gekochtes Ein-
gemachtes von gewöhnlichem Fleische. Noch
eine andere brollige Sitten bestand ehemals in
Island. Man setzte dem Werber beim Mahle
einen Kapaun vor, den er in der Luft zerlegen
sollte. Die Geschicklichkeit, mit der er sich die-
ser Aufgabe unterzog, bedingte die bejahende
oder verneinende Aufnahme seiner Bewerbung.
Da geschah es dann nicht selten, daß ein vor-
ber Braut und den Eltern gern gefeierter Be-
werber einen bereits geschlachteten Kapaun er-
hielt, während ein anderer, dem man ein stump-
fes Messer und statt des Kapauns einen alten

Sohn vorgelegt hatte, sich lange abmarterte,
und zuletzt, unermüdet, seine Aufgabe zu lö-
sen, von weiteren Verjagen absehen mußte.

Schutz den Kindern vor Geschlechtskrankheiten

Aus dem Rudolf-Vierchow-Krankenhaus in
Berlin war vor einiger Zeit gemeldet worden,
daß dort auffallend viele Kinder als geschlechts-
krank behandelt werden müssen. Im Anschluß
an diese Mitteilungen veröffentlicht Dr. Martin
Gumpert in der Deutsch-medizinischen Wochen-
schrift (Jahrgang 50, Nr. 47, S. 1618/19) zwei
weitere Fälle erworbener Geschlechtskrankhei-
ten bei Kindern. Diese traurige und der
Volksgeundheit gefährliche Erscheinung muß
auf das nachdrücklichste bekämpft werden. An
dieser Stelle weist daher Dr. Gumpert noch-
mals auf folgende Kampfmaßnahmen hin: So-
ziale Wohnungspolitik. Jedes Kind
muß sein eigenes Bett haben, wie jedes Tier
sein Lager. Tuberkulose u. Inphibidurchseuche
familien müssen bei der Zuteilung von Woh-
nungen bevorzugt werden. Periodische Beleh-
rung der Eltern in den Schulen durch die Schul-
ärzte, Kurse für Lehrer, Erzieher, Fürsorge-
beamte. Obligatorische Untersuchung der Kin-
der auf Geschlechtskrankheiten bei Aufnahme in
Kindergärten, Schulen, Heime, Anstalten. Kin-
der, die als geschlechtskrank erkannt sind, sind
auch gegen den Willen der Eltern einer Behand-
lung zuzuführen. Vor Entlassung der Kinder
aus dem Krankenhaus sind die Mütter obliga-
torisch in der Technik der vorordneten häus-
lichen Behandlungsmaßnahmen zu unterweisen.
Gesundheitszeugniszwang für alle Berufs-
zweige, die mit Kinderpflege zu tun haben. See-
lische Beratung für Eltern u. Schulen. Zentra-
lisierung der Fürsorge der geschlechtskranken
Kinder.

Ratschläge und Winke

Kochsalz als Heilmittel.
Kochsalz ist in vielen Fällen ein wirkliches
Heilmittel. Ein halber Eßlöffel davon, in ein
wenig kaltem Wasser gelöst und getrunken,
wird sofortige Entzündungen und andere Magen-
beschwerden erleichtern. Wenn die Menge nach
und nach auf ein Viertel Glas Wasser vermehrt
wird, so wird Kochsalz jeden gewöhnlichen Fall
von Unverdaulichkeit heilen. Man kann diese
Menge jeden Morgen vor dem Frühstück neh-
men. Zum Gurgeln bei Halsentzündungen ist
es gut und vollkommen unschädlich. Wenn
man jedesmal und so oft man Appetit hat, ein
wenig davon verschluckt, so wird es den Hals
gründlich reinigen und nach und nach jeden
Reiz mildern. Salz ist außerdem ein ausge-
zeichnetes Mittel bei Bissen und Stichen von
Insekten und ist ferner wertvoll zum Stillen
von Blutungen nach dem Zahnziehen. In
Gaben von ein bis vier Teelöffeln, in Wasser
gelöst, wirkt es in gewissen Fällen von Ver-
giftung rasch als Brechmittel.

Hausmittel gegen Husten.
• Zur Bekämpfung des Hustens brüht man 10
Gramm Anis mit 1/2 Liter Wasser auf und
nimmt nach Bedarf bei Hustenreiz Löffelweise
davon. Oder man brüht 15 Gramm Eibisch-
holz mit 0,3 Liter Wasser auf, verfährt es mit
Honig und trinkt es löffelweise. 6 Gramm
Karrageenmoos oder 20 Gramm Leinsamen,
mit 0,3 Liter Wasser gekocht, durchgeseiht und
mit Honig versetzt, sind reizstillende Mittel.
In gleicher Weise bereitet man einen Tee aus
Wasserschmelze, der zweifach ecklöfelfeise
zu nehmen ist.

Kämmen von Pelzwerk.
Um das Filzigwerden von Pelzwerk und das
hierdurch hervorgerufene Ausfallen des Ha-
ares zu verhindern, tut man gut, das Pelzwerk
von Zeit zu Zeit durchzukämmen. Dabei be-
dient man sich zweckmäßig eines weichen Kam-
mes.

Schlechte Handschuhe.
Schlechte Handschuhe reinigt man, indem
man sie in einer lauwarmen Lösung aus Was-
ser und Weinsäure eine Zeit lang hin und her
bewegt hat. Dann spült man sie in lauwarmem
Wasser aus, dem man etwas Essig zu-
gesetzt hat und reibt sie mit einer schwachen Lö-
sung von Ocker, dem etwas Alaunpulver be-
gemischt wird, ab. Dann kehrt man sie um,
drückt sie aus und hängt sie zum Trocknen an
die Luft.

Auffrischen von Gummischuhen.
Um Gummischuhe aufzufrischen, wäscht man
sie zunächst mit warmem Wasser ab und reibt

sie mit einem Lederluch Lank. Wenn man
sie dann mit Petroleum einreibt, so erhalten
sie wieder ein frisches, glänzendes Aussehen.

Entfernung von Kesselflecken

Kesselflecken aus Wasserhesseln, der das Kochen außerordentlich erschwert, entfernt man,
indem man in dem Kessel 5 Minuten lang Essig
kocht. Dann löst sich der Kesselflecken, und der
Kessel hat wieder das Aussehen eines neuen.

Waschen von Fensterleder.

Um Fensterleder zu reinigen, taucht man es
in eine Lösung von sehr starkem Salzwasser
und drückt es tüchtig aus. Dadurch wird das
Leder wieder sauber und weich.

Entfernung von Hüllensteinflecken.

Hüllensteinflecken in weißer und bunter
Wäsche entfernt man mit einer Lösung, die
man sich am besten in der Apotheke anfertigen
läßt. Sie besteht aus 6 Gramm Ammonium,
1 Gramm Jod und 2 Gramm Jodkalium. Damit
wird der Fleck auf beiden Seiten betupft. Nach
einer Viertelstunde wiederholt man das Ver-
fahren und läßt das Wäschestück abends eine
Viertelstunde liegen. Dann taucht man es in
eine warme Lösung von 30 g untersehwef-
ligsaurem Natrium in 1 Liter Wasser und spült
es darin hin und her. Die Flecke verschwinden
schnell. Doch ist gründliches Auspülen mit
mehrmals erneutem warmen Wasser notwen-
dig.

Aus dem Engen und Weiten

Goldene Regeln für den Ehestand.

Ein frommer Mann, so wird erzählt, hat
Gott oft, er solle ihm doch wissen lassen, wie
man im Ehestand glücklich leben und die Wirt-
schaft wohl pflegen könne. Da wurde ihm eines
Tages ein Gesicht von drei Engeln gezeigt. Den
ersten sieht er knien und beten: „Ich hebe meine
Augen auf zu den Bergen, von denen mir
Hilfe kommt.“ Der zweite Engel hatte eine
Hacke, mit der er Wurzeln aus der Erde
hob, und sprach: „Im Schweiß deines Ange-
sichts sollst du dein Brot essen.“ Der dritte
Engel sammelte die ausgehauenen Wurzeln in
eine Mulde und sprach: „Sammelt die übrigen
Bröden, daß nichts umkomme,“ und trägt sie
dann in ein Häuslein, wo die drei Engel alle
beisammen wohnten. — Das ist kein und wahr,
bedeuten: Soll's im Hause wohl zugehen, so
muß man 1. beten, 2. arbeiten, 3. sparen und
4. in Engstelle und Einigkeit beisammen woh-
nen. — Die besten Ehen, sagt Jeronimus, sind
da, wo der Mann das Haupt und die Frau das
Herz ist. — Luther gibt der Hausfrau den Rat:
„Halte dich also gegen deinen Mann, daß er
sichlich wird, wenn er auf dem Heimwege des
Hauses Spitze sieht.“

Die Schmollstube.

In Indien ist es Sitte, bei jedem Hausbau
eine Krodhagana, das heißt ein Schmollzim-
merchen, mit einzubauen. Zu diesem Zimmer-
chen erhält jedes Familienmitglied einen Schlüs-
sel. Das Zimmer ist stets verschlossen. Wer
mit übler Laune hat oder sich ärgerlich fühlt,
geht still in die Schmollstube, schließt sie hinter
sich zu und bleibt dort, bis sich seine Laune ge-
bessert hat. Man will den besten Erfolg mit
dem Krodhagana bemerkt haben. Unseren Bau-
meistern wäre zu empfehlen, ebenfalls an solche
Schmollzimmer zu denken. Die Einrichtung
dieser Zimmer müßte dem Geschmack der Fa-
milienmitglieder angepaßt sein. Wieviel Ehen
wären glücklicher, wenn es bei uns Schmoll-
zimmer gäbe und soviel Selbstverleugung ver-
stünde, daß jeder seine üble Laune rechtzeitig
erkennend, ohne seinen Nächsten zu quälen,
sich in diesem Zimmer einschloße.

Sonderbare Sitte.

Ein französischer Reisender erzählt: Auf den
Dächern anamitischer Häuser sah ich Töpfe,
die bald mit der Öffnung, bald mit dem Boden
der Straße zugewandt waren. Hierin gibt sich
eine sehr eigenartige Sitte kund: Der Topf,
welcher der Straße den Boden zukehrt, zeigt
nämlich an, daß eine noch unerwachsene Tochter
im Hause ist. Wird die junge Anamitin heirats-
fähig, so wird für etwaige Freier der Topf mit
der Öffnung nach vorngekehrt. Verheiratet sie
sich, so wird der Topf von dem Dache herunter-
genommen.

Die Mutter als Inhaberin der ertelichen Gewalt.

Nach dem Tode des Vaters brauchen die Kin-
der keinen Vormund, wenn die Mutter lebt.
Die Mutter ist dann gesetzlich Vertreterin ihrer
Kinder.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: W. M. Sankt, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 47 Altena, den 17. November 1925

Vor Kindergräbern

Born am Zaun, am Friedhofsrande,
Einsam ragt ein Christusbild,
Kinder träumen hier im Sande,
Unter Kreuz und Gräberbild.

Früh gebrochen, früh geschieden,
Blumen, die der Wind verweht ...
Bleiche Blumen, schlafst in Frieden,
Bis ihr leuchtend auferstehst.

Toben mit dem Lilienstengel
Werdet ihr im Lichte ziehn,
Und die lieben Gottesengel
Seigen süße Melodien.

Kleine Pausbacks fallen leise
Mit den dünnen Stämmchen ein ...
Vater, über'n Sternenhreife
Wuß ein ew'ger Friede sein!



Weiden möcht' ich jene Kleinen,
Die so früh gebrochen sind,
Möchte beten, möchte weinen,
Daß ich selbst nicht Harb als Kind.

Süßer, frommer Christenglaube
Hebt in scharer Sehnsucht sich,
Und des Friedens weiße Taube
Mit dem Oelblatt kreist um mich.

Spurlos fällt mein wildes Leben
Von mir ab wie dunkler Flor,
Sel'ge Flügelkinder schweben,
Heben mich zum Licht empor.

Wie sie singend mich entführen!
Weiche, Welt — es ist vollbracht ...
Vor den goldnen Himmelstüren
Halten Gottes Engel Wacht.

Das weibliche Genie

von Margarete Hocht.

„Bringen Sie mir die genialste Frau, und
ich will doch nicht glauben, daß sie es vermag,
ein wirkliches Schauspiel zu schreiben.“ So sprach
vor einigen Jahren der Dramaturg des Düsseldorfer
Schauspielhauses zu mir. Wohlverstanden
„führ er fort, „ein dramatisches Werk im
eigentlichen Sinne, mit der konzentrierten
Kraft, daß die Frau allerhöchste Mächtigkeiten,
Kinderlärm und sehr schöne Bühnenbilder zu
entwerfen weiß, hat sie längst bewiesen. Das
dramatische Schaffen an sich ist jedoch Sache
des männlichen Genies, bei dem geheimnis-
volle, jedenfalls geschlechtliche Kräfte eine
Rolle spielen. Die Frau ist in erster Linie
produktiv auf körperlichem Gebiet. Die unge-
heuren Revolutionen des Geistes, wie sie der
dramatische Dichter erlebt, ehe sein Werk ge-
boren wird, sind der Frau fremd, denn sie lie-
gen nicht in ihrer Natur.“ Ich habe viel und
oft über diese Worte nachgedacht. Also von
dem höchsten Ausdruck geistigen Schaffens sollte
die Frau ausgeschlossen sein, weil sie die Fähig-
keit in sich trägt, Mutter zu werden, und das
sollte in gewisser Weise ein Ausgleich sein für
geistige Produktivität? Tatsache ist nun aller-
dings, daß, wie man auch die Geschichte der
Literatur durchforschen mag, man auf keine
Frau stößt, die Werke in der Art und Größe
unserer Klassiker gedichtet hat. Da fällt mir
ein Wort von Käthe Schirmacher aus ihrem
Buch „Das Rätsel Welt“ ein: „Wo sind eure
Dante, Goethe und Shakespeare?“ Und in
ihrer Antwort klagt sie die Männerwelt an:
„Ihr Geist ist am Hauskrenz verblüht. Aus
unserem Dante, Goethe und Shakespeare hat
ihre Hausfrauen, Dienstmädchen und Strassen-
kinder gemacht.“ Das ist kraft ausgedrückt,
man mag diesem Ausdruck kritisch gegenüber-
stehen, trotzdem liegt darin ein Fünkchen Wahr-
heit. Wer denkt dabei nicht an die weifal-
liche Dichterin Annette von Droste-
Hülshoff? Was hätte diese individuelle, lebensschaffende
empfindende Frau wohl geleistet, wenn sie
nicht der Familienverpflichtung geopfert wäre?
Über Annette Droste lebte vor hundert Jah-
ren. Heute hat die Frau ganz andere Freihei-
ten, ganz andere Entwicklungsmöglichkeiten. Ueber-
legen wir einmal! Ist es damit wirklich so

weit her? Die Erziehung der Mädchen ist im-
mer noch vielleicht mit Recht eine andere als
die der Knaben. Es gibt heute allerdings
Mädchen genug, die ihr Abiturientenexamen
machen und die Universität beziehen. Aber es
sind lange nicht alle genialen Frauen. Sehr oft
ist es nicht zwingendes Wissen, was sie zu
Kunst und Wissenschaft treibt, sondern die Mo-
tive sind vielfach in Eitelkeit und Streben um
zu leben. Dem weiblichen wie dem männ-
lichen Genie fehlen in den meisten Fällen die
Mittel, sich in geordneten Bahnen weiter zu
bilden. Die Geschichte lehrt, daß schon das
männliche Genie unendlich viele Schwierigkei-
ten zu überwinden hat, um sich durchzusetzen.
Was hat da erst die Frau, der auf allen We-
gen Vorurteil und Mißtrauen entgegen-
gebracht wird, zu kämpfen, um ein Schrit-
chen, ein Schritchen nur, vorwärts zu kommen?
Die Frau ist produktiv auf körperlichem Ge-
biet. Wäre ihr außerdem noch höchste geistige
Produktivität beschieden, so könnte man als
logisch den Gedanken erwägen, daß die Natur
dann das Weib unendlich viel reicher ausgestat-
tet habe als den Mann, also im vollen Maße
ungerecht verfahren sei. Da fällt mir ein Wort
von Louis ein, der die körperliche Produktiv-
tät der Frau über die geistige des
Mannes stellt: „Der große Künstler ist arm
gegen eine Mutter, denn er kann keinen
lebendigen Menschen schaffen.“

Nicht Künstlerkraft ist der Frau das Erste-
bensmerkmale, sondern das Glück der Liebe.
Das ist eine Wahrheit, die von geistig bedeu-
tenden Frauen, wenn sie ehrlich sind, oft bestä-
tigt wird. Die meisten genialen Frauen wür-
den vielleicht ihren Vorber gern hergeben für
Frauenlosigkeit. Aber hier gerade erfahren
sie eine gewisse Tragik. Sie werden vom
Mann enttäuscht und immer wieder ent-
täuscht. Die alte Geschichte von der Dichterin
Sappho, die Grillparzer in seinem Trauerspiel
festgehalten, ist eine unumstößliche Wahrheit.
Der Mann sucht selten das Genie bei der Frau,
sondern das Weib. Dem Durchschnittsmann ist
die geniale Frau unheimlich, unverständlich,
weil sie ihn übertrifft und er sie nicht zu befrie-
digen vermag. Wo findet sich ausgerechnet Ge-
nie zu Genie? So leidet die geniale Frau mei-
stens Schiffbruch in der Liebe, und um ihr her-
bes Gedächtnis zu verewigen, schafft sie dann oft
unter Qualen ein Kunstwerk und nimmt mit
wehmütigem Lächeln den Vorber als Ersatz für
rote Rosen.

„Ach, sie hat unendlich viel zu leiden, die
geniale Frau. In ihrem Streben nach Persö-
lichkeit, nach Erkenntnis des Lebens mit allen
seinen Höhen und Tiefen fällt sie leicht aus
dem Rahmen heraus, den die menschliche Ge-
sellschaft der Frau gegeben hat, und erregt An-
stoß. Die Folge ist Verbannung und immer
wieder Verbannung, ein Hineingetriebenwer-
den in die Boheme, in der sie sich niemals
möht, denn der Grundzug ihres Wesens ist
Ordnung. Immer wieder wird sie in Verhält-
nisse hineingezwungen, die zu ihrer Natur nicht
passen, und so ist sie überall gleichsam heimat-
los. Sie wird gequält von der Alltäglichkeit,
die sie hier wie dort umgibt, von kleinstem
Klatsch, Neid und Gehässigkeit. Wenn sie einen
Verlust ausübt, so ist er ihr sehr oft nichts als
ein armerlicher, sandiger Nährboden, in dem sie
auf die Dauer nicht wurzeln kann. Ihr Geist
verlangt ganz andere Nahrung, als die ein-
tönige, zerreißende, oft unfruchtbare Berufs-
arbeit ihr bieten kann. Auch die Ehe hindert
sie vielfach an ihrer Entfaltung. Die Beschä-
ftigung in Küche und Kinderstube ermüdet sie
und läßt sie unbefriedigt. Ja, sogar von dem
Glück der völligen Hingabe sieht sie sich ohn-
mächtig ausgeschlossen, denn ihre Sehnsucht
strebt fortwährend ins Unermessliche, Erwe-
lucht gleichsam ferne, ferne Küsten auf unen-
dlichem Meere. Da gibt es kein Ruhen, kein
selbstloses Sichvergeffen.“

Was in der Mutter an Sehnsucht schlummert,
das wird zur Tat bei dem Sohn oder der
Tochter. Das ist ihr Trost. Der Gipfelpunkt
ihrer Blüthe ist daher, in ihrem Kinde ihre
Fortpflanzung zu erleben, größere Vollkom-
menheit erstreben und Ziele erreicht zu sehen, die
ihr verjagt blieben. Es soll Völker geben, bei
denen ein Feld mit den Worten begrüßt wird:
„Es lebe deine Mutter!“ Oft wird bei uns
vergessen zu sagen, was ein bedeutender Mann
gerade an Fähigkeiten von der Mutter geerbt
hat. Goethe wußte, was er seiner Mutter zu
verdanken hatte, und drückt es in dem be-
kannten Verslein aus, das der geniale „Frau-
Rat“ in ihrem großen Sohn ihre Unsterblich-
keit gesichert hat:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens erstes Führen.
Vom Mutterherd die Frohnatur,
Die Lust zu fabulieren.“

Lunchstunde in Newyork

Von B. Damm.

Der große Unterschied in dem gesundheitlichen Aussehen der Newyorker kaufmännisch arbeitenden Frauen und dem der deutschen Großhändlerinnen ist eine Beobachtung, die von allen deutschen Amerikanerinnen gemacht worden ist, falls sie überhaupt einen Blick für verlässliche Dinge haben. Allgemein sieht die Newyorker berufstätige Frau frischer, gesünder, elastischer aus als vergleichsweise ihre Berliner Kollegin, die man abgepaßt, nervös durch die Geschäfts- und Verkehrsstraßen eilen sieht, wenn sie endlich ihr Büro, ihre Arbeitsstätte verlassen konnte.

Wenn es auch nicht als einzige Erklärung gelten kann, so beruht dieser Unterschied doch nicht zum wenigsten auf dem Umstand, daß die Newyorkerin immer Gelegenheit hat, während der Arbeitszeit einen „quick lunch“ zu sich zu nehmen, das heißt ein schnelles warmes Gabelfrühstück zwischen dem ersten Morgenimbiss und der Hauptmahlzeit, die wie in Deutschland auch erst nach Schluß der Bürostunden eingenommen werden kann, einzuschleichen, während die Berlinerin während ihrer achtstündigen Beschäftigung meistens nur auf belegte Butterbrote angewiesen ist, die sie appetitlos hinunterwürgt oder zum großen Teil wieder mit nach Hause nimmt, weil sie sich das Brot bereits vollkommen übergeben hat. Um richtig zu Mittag speisen zu gehen, mangelt es an Zeit und passenden Gelegenheiten. So haben wir dann in der Folge das Bild der überhungerter, abgepaßten berufstätigen Frau.

Newyork dagegen hat in vorbildlicher Weise das System des „quick lunch“ ausgebaut. Nicht nur die großen Bürogebäude in den Geschäftsvierteln haben ihre Büfets, an denen man schnell ein kleines Gabelfrühstück bekommen kann. Jeder Drogerladen, jedes Konfiteriengeschäft besitzt eine Sodafontäne, verkauft Eis und alkoholfreie Getränke oder Kaffee, dazu Sandwiches, Kuchen, oft auch sogenannte „hot dogs“, eine Art warme Würstchen zwischen zwei Scheiben Weißbrot. Ganz besonders viel besucht die Orte während der Lunchzeit sind die automatischen Restaurants, wie wir sie vereinzelt auch in Deutschland haben, wo sich der Gast selbst bedient und kalte oder warme Getränke und ein kleines, aber kräftiges Essen ganz schnell zu sich nehmen kann, ohne erst einmal auf den Kellner, dann auf das bestellte Essen und zum Schluß auf die Gelegenheitswarten zu müssen, die Zeche bezahlen zu dürfen.

Sehr praktisch ist auch ein System, das in manchen amerikanischen Kantinen und kleineren Restaurants üblich ist. Betritt der Gast das Lokal, so bemerkt er sich mit einem kleinen Tablett und mit den nötigen Bestecken, die er auf erreichbaren Tischen vorfindet. Damit begibt er sich dann zum Büffet, wo die verschiedensten Speisen ausgestellt sind, alle fix und fertig zum Essen vorgeordnet. Dann sucht er sich sein Lieblingsgericht aus, stellt sich selbst die ausgestellten Schüsseln auf das Tablett, begibt sich an einen der nächsten Tische

und ist sofort darauf los. Da gibt es keine langen Konferenzen mit Kellnern oder Verkäufern und doch findet alles seine richtige Regelung; denn am Büffet haben stille Wächter das beladene Tablett des hungrigen Gastes schnell mit einem Blick überflogen und einen Koupon über die Zeche ausgehändigt, der dem Gast nach Beendigung der Mahlzeit zur Bezahlung vorgelegt und auch anstandslos eingelöst wird; denn an den einzelnen Gerichten sind die Preise genau verzeichnet gewesen, so daß der Gast bereits selbst die Rechnung machen konnte.

Außerdem gibt es in den Newyorker Geschäftszentren auch noch unzählige große Restaurants, in denen man schnell und billig speisen kann. In langen Tischen sitzt eine gemischte Gesellschaft, das Geklirr und Geklopfer des Geschirres mischt sich mit dem Lachen

Vom Beten

Du sagst, du magst nicht beten, denn es sei doch alles vorbestimmt. — Wie? Ist dein Gott denn schon gestorben, seine heilige Vorrichtung ein bloßes Uhrwerk, das an Fäden schnurrt. Der tote Nachlaß eines großen Künstlers? Ist er nicht heute noch da und webt und schafft. Am nimmer fertigen Werk? Gibt dieser Duft von jungen Rosen, der durchs Fenster quillt, nicht holde Bürgschaft seiner Gegenwart, und daß er lebt und liebt? Und wenn er lebt, Wie hält er Macht nicht, auch dein Herz zu lenken. In seines Rates Schluß mit aufzunehmen, So wie der Dinstkreis deinen Rauch empfängt Und dann Erhöhung über dich zu regnen?

Emanuel Geibel.

und Plaudern der Gäste, die trotz der kurz bemessenen Essenszeit immer noch für eine lustige Rede und Gegenrede Zeit finden. Außerdem wohlthuend in all diesen Restaurants ist die peinliche Sauberkeit, die blendend weißen Tische, die fleckenlosen Anzüge der Kellner und Kellnerinnen und das wirklich appetitliche und ausgezeichnete Essen. Es gibt auch eine große Anzahl von Lokalen, in denen ausschließlich Frauen verkehren, wo also die Pflichten von der Schreibmaschine und vom Kassa- buch ganz unter sich sein können, was für manche Mutter ein sehr angenehmer Gedanke ist, während ihr sonst das frische Wirtschaften mit allem Drum und Dran für ihr halbfertiges und doch schon dollardverdienendes Töchterchen nicht gerade sympathisch gewesen wäre.

So bietet Newyork für jedermann die Gelegenheit zu einem „quick lunch“, das mitunter nicht mehr als fünf Minuten Zeit in Anspruch nimmt. Es ist gut so, daß man in einer solchen tosenden, geschäftigen Weltstadt die Rechte des Magens nicht vernachlässigt. Die Folgen sind augenscheinlich; man merkt doch immer

den Unterschied in der Philosophie eines hungrigen und eines sattten Raters. Man sollte auch für die deutschen berufstätigen Frauen Gelegenheiten schaffen zu einem regelmäßigen warmen Lunch. Der Volksgesundheit würde eine solche Einrichtung sehr zusetzen kommen. Haben wir dann erst einmal die Möglichkeiten für ein „Fünftminutessen“, so dürfte auch die andere, nicht unwesentliche Voraussetzung nicht lange auf sich warten lassen, nämlich der entsprechend ausgebildete Inhalt des Portemonnaies unserer lunchbedürftigen berufstätigen Frauen.

Frauenleben in Argentinien

Jede deutsche Hausfrau in der Großstadt kennt und schätzt das kräftige und billige argentinische Gefrierfleisch. Ob auch argentinische Frauenhände bei der Zubereitung mitgewirkt haben? Von so stiller, oft entzückender Arbeit weiß in der Regel der Dichter nicht zu singen. Seine Aufmerksamkeit ist mehr auf das Leben und Treiben der Gesellschaft gerichtet.

Wenn in der Hauptstadt Argentinien, Buenos Aires, die Uhren fünf geschlagen haben und die Tagesarbeit in den Amtsstuben und Geschäften vollbracht ist, dann füllen sich die Hauptstraßen mit der lebenslustigen Jugend, die umherstreifend und herumflirtet. In Rotten zu zweien und dreien stellen die munteren Köpfe sich ein, singt der Dichter, der den „Rosen von Gravelotte“ ein herrliches Denkmal gesetzt hat. In Reihen von dreien oder vierten stolzieren in den Straßen der argentinischen Hauptstadt die jungen Mädchen in ihren farbenreichen Gewändern einher. Zwar besteht das Verbot — nicht nur ein gesellschaftliches, sondern sogar ein gesetzliches —, das kein Herr auf der Straße eine Dame ansprechen darf. Aber es bieten sich trotzdem viele Möglichkeiten, galante Komplimente über die schönen argentinischen Frauen mit ihren dunklen Augen, ihrem klaren hellen Teint und ihren regelmäßigen Gesichtszügen zu machen. Und die Mädchen — sie hören's gerne! Die vornehme und elegante Welt von Buenos Aires kann man vormittags auf den Straßen antreffen, ihre natürliche Grazie und die prächtigen Kleider bewundern, die nach echt Pariser Mode gearbeitet sind.

In den geschlossenen Gesellschaften argentinischer Kreise hält man an ziemlich steifen Formen fest. Beim Tanze ist der Saal in zwei deutlich getrennte Hälften geteilt. Auf der einen Seite sitzen die Herren, auf der anderen die Damen und jungen Mädchen mit ihren Begleitungen. Kommt die Musik an, zum Tanze aufzuspielen, begeben sich die Herren bis zur Mitte des Saales, lächeln per distance die Dame ihrer Wahl an, und diese kommt ihnen dann auf der anderen Seite bis zur Hälfte entgegen. Wenn der Tanz zu Ende ist, trennt sich das Paar fast sogleich mit einer förmlichen Verbeugung. Ein gemeinsames Plaudern beim Auf- und Abgehen, wie es bei uns üblich ist, ist in Argentinien der beiden Tanzpartner ist nicht statthaft.

Jungen zwingen wollte, nicht schicken konnte, dann flüchtete sie zu dem ganz Einamen, der sich doch nicht so fühlte. Und immer ging sie getrocknet heim. Noch nie hatte der alte Christian verlast.

Man lachte über die verdrehte „Schäferlema“, wie sie im Dorfe längst genannt wurde. Jetzt sah sie wieder einmal neben ihm und sah auf die fleißigen, nimmermüden Hände.

„Ach, Christian, wenn ich doch auch erst so ruhig und abgeklärt wäre wie Ihr“, seufzte sie und hob die leuchtendsten Augen zu den ziehenden Wolken empor.

„Nicht doch, mein Tochter, Du hast ja Dein ganzes Leben noch vor Dir. Glaub' man, es war ein langer Weg bis hierher. Und immer ist der alte Christian auch nicht so ruhig gewesen. Der war auch mal jung und hatte ein heißes Herz.“

Magdalena sah den Alten an. Herrgott — mußte das lange her sein! Als ob er ihre Gedanken erriet, hob er das stolpernde Kinn und schaute ihr ins Gesicht.

„Ja — lang her ist das all — ein Menschenalter grad“, und wenn Du die Geschichte hörten willst, mein Tochter —

„Ach ja, Christian, erzähl mir doch aus Eurem Leben“, bat sie und sah ihn erwartungsvoll an.

Er stand auf und umfachte mit einem einzigen Blick seine Herde. Da war alles in Ordnung. „Von dem großen Brande hast ja wohl Dein Großmutter erzählen hören. Daquam war ich ein forlicher Mensch, grad' monzig und ein Kurassier, der mit dem Teufel um die Wette

Ehe

Von Ernst Stemmann

Eine Frau, die bei ihrer Arbeit in Küche und Stube lacht und jauchzt und singt, was ist der Mann Jähzorn? —

Ein Mann, der den Weg nach Hause schneller und lieber geht als den Weg ins Birtshaus — glaubt ihr nicht, daß sich die Engel im Himmel darüber freuen?

Blumen auf dem Tisch und blanke Augen, die in fröhliche Augen sehen, ein schneeweiß lauberes Tuch, ein einfaches Mahl, und gegenüber ein frohes Gesicht. — die ganze Welt ist reinlich und schön, wo so gefaselt wird.

Wißt ihr: Sauerseihen und Uebelmeinen und Mißtrauen — das sind schlechte, biffige Gewürze, die sich gährend ins Blut setzen und den gesunden Hunger vergiften.

Nicht zu wohl darf es gehen: dann geht es auch am wohlsten.

Nicht zu leicht dürft ihr es haben, damit ihr es einander leicht machen könnt.

Nicht ganz ohne Sorgen dürft ihr sein: denn — für den liebsten Menschen sorgen ist Glück.

Wenn in den höchsten Kreisen von Buenos Aires eine Festlichkeit stattfindet, so hat man Gelegenheit, den ungeheuren Reichtum des Landes und seiner Bewohner bewundern zu können; denn jede Dame trägt ihr echtes wertvolles Perlenkollert, ihre Schmuckstücke, die meist einen sehr großen Wert haben. Kenner werden auch manchen berühmten historischen Diamanten an den schönen Argentinierinnen entdecken können, Juwelen, die ehemals an europäischen Fürstentümern getragen wurden und später gegen Rindfleisch und Hammelfleisch, Corned beef, Weizen und Mais, Säute und Wolle eingetauscht worden sind. So läßt sich Europa teilweise von Argentinien ernähren und versorgen und gibt ihm dafür — Diamanten und Perlen.

Ein weiblicher Faust

Im Kloster der „Heiligen Bisterrinnen“ zu Maastricht erzählt noch heute ein uralter Grabsstein von der Buße jenes „Mariedchen von Argentinien“, das des Teufels Liebes, mit „Ihm durch die Welt gezogen war, um hernach im Kloster zu Maastricht für ihre Sünden ruhevoll zu büßen. Das altägyptische Märchenstück gleichen Namens berichtet von dieser jagenden Verführerin eines weiblichen Faustes, welchem der Kampf zweier Elemente, des sinnlichen und geistigen, zum Verhängnis seines Lebens wird. Es stammt aus dem Jahre 1518, erschien in einer deutschen Uebersetzung in Leipzig und wurde vor einigen Jahren in München auf die Bühne gebracht. Von dem Leben des „weiblichen Faust“ erfahren wir durch dieses Märchenstück: Mariedchen von Argentinien, die Nichte eines Pfarrers, wurde von ihrer bösen Waise verführt. Im Walde nächtigend, fiel sie dem Teufel in die Hände, der sie verführte und ihr versprach, ihr die

Welt zu zeigen, wenn sie sich ihm mit Leib und Seele verwerfe. Sieben Jahre zog Mariedchen mit ihm umher, von einer Stadt zur andern, von einem Abenteuer zum andern. Ihre Schönheit benutzte ihr teuflischer Begleiter als Köder. Sie war die Veranlassung von Saufgelagen, Mord- und Totschlag. Doch war der Teufel, der verliebt in sie war, ihr untertan und versuchte alle ihre Wünsche zu erfüllen. Einmal hörte Mariedchen, daß Gottvater auch dem schlimmsten Sünder Vergebung verleihe. Sie reißt sich vom Teufel los, eilt zu ihrem Onkel nach Hammwegen, aber weder ihm noch den anderen Priestern ist es gegeben, sie von ihrer großen Sünde loszusprechen. Erst beim Heiligen Vater in Rom kann ihr die

Im Friedhof

Wenn ich im stillen Friedhof geh',
Wird mir so schwer zu Herzen,
Daß man die treueste Menschenbrust,
Die mit getragen Leid und Lust,
So eilig kann verschmerzen.

Gras wächst darüber, aber wie bald!
Das Grab wird selber heiter,
Wie wenn ein Blatt vom Bispel fällt,
So geht ein Leben aus der Welt —
Die Vögel singen weiter.
O Menschenherz mit deinem Stolz!
Was flüsterst du Jopressen?
Wir stehn auf einem schmalen Raum,
Darunter liegt ein Herz kaum,
So ist es schon vergessen.“

Ludwig Pfau.

Schwere Buße auferlegt werden, die in drei schweren Eisenringen besteht, die sie Tag und Nacht festgeschmiedet, solange am Hals und Handgelenk zu tragen hat, bis sie sich von selber löst. Das geschieht nach vielen Jahren im Kloster zu Maastricht. Ihre Reue wurde von der Muttergottes erhört und die Fesseln fielen von ihr ab. Motive, wie Goethe sie im „Faust“ brachte.

Dienstboten in Brasilien

Die Klage der europäischen Hausfrauen über die Schlechtigkeit der Dienstboten ist allgemein und oft nur zu berechtigt. Das Uebel hat seinen Grund zum größten Teil in dem sozialen Elend, an dem unsere Zeit leidet. Nichts ist demoralisierender als Arbeitsmangel und infolgedessen Brotlosigkeit, wie wir sie gegenwärtig fast überall mehr oder minder zu beklagen haben. Daß aber solche Zustände auf die Kinderziehung sehr nachteilig wirken, sehen wir täglich am Benehmen der weiblichen wie der

männlichen Jugend. Fleißige, pflichtgetreue Dienstboten gehören zu den seltensten Ausnahmen, nachlässige, unverlässliche sind die Regel.

Aber sollte es nur in unserer alten Welt in dieser Beziehung so schlecht bestellt sein? Nach dem, was man aus der neuen Welt erfährt, ist das Verhalten der Dienstboten dort vielfach noch unerträglicher, unheimlicher als bei uns, und zwar schon infolge der maßlosen Ansprüche, die von dem Dienstpersonal erhoben werden, von anderen Uebelständen ganz zu schweigen. So geben uns die Dienstbotenverhältnisse in Brasilien interessante Vergleiche.

Viele Brasilianer haben seinerzeit vorausgesagt, daß die Zustände eines zivilisierten Lebens aufhören müßten, wenn die Sklaverei abgeschafft würde. Sie haben die traurige Gemüthsung zu erfahren, daß sie die Wahrheit gesagt haben. So berichtet ein englischer Konsul aus Brasilien, daß farbige Mädchen, wenn sie sich überhaupt herablassen, eine dienende Stellung anzunehmen, zwei bis drei Pfund Sterling monatlich verlangen, was, einschließlich der kostspieligen Verpflegung, dem dreifachen Betrage dessen gleichkommt, was ein Dienstmädchen in Europa kostet. Und was sie verlangen, wird bezahlt. Denn obgleich auch weiße Dienstboten — deutsche und italienische — in beschränkter Zahl vorhanden sind, so sind diese letzteren oft noch anpruchsvoller als die schwarzen. Raum einer unter hundert Dienstmädchen wird sich überhaupt bereit finden, im Hause zu schlafen, und selbst die gefälligsten unter ihnen bleiben bis höchstens 7 Uhr abends und kommen nicht vor 7 Uhr morgens zurück. Eine einigermaßen leistungsfähige Köchin verlangt, daß die Familie früh genug esse, damit sie mit ihrer Arbeit zur rechten Zeit für den Besuch der Abendunterhaltungen fertig sei. Zieht sich die Hausangestellte abends zurück, um sich selbst zu gebären, so verurteilt sie nie, so viel Mundvorrat ihres Arbeitgebers mitzuschleppen, wie sie zum Abendessen für sich und unter Umständen auch für ihren Liebhaber braucht. Sollte eine Hausfrau sich einfallen lassen, etwas nicht in der Ordnung zu finden, so macht das dienende Mädchen kurzen Prozeß. Das Bündel wird geschnürt und fort geht's auf der Stelle. Denn in Brasilien gibt es bis heute kein Gesetz, das weder den Herrn noch den Diener zu irgend etwas verpflichtet, ein sehr wichtiges Erfordernis, das bei der Sklavenemanzipation scheinbar übersehen wurde. Auch für Engländer, meint der Konsul, bieten diese Zustände keine verlockenden Aussichten; denn wenn nicht alle Zeichen der Zeit trügen, so werden eines Tages, falls es so fort geht, die englischen Dienstboten ebenso selten und unabhängig werden wie die brasilianischen.

Es könne der Fall eintreten, daß in hundert Jahren die häuslichen Angelegenheiten in ganz Europa ein Monopol der Chinesen sein und nur von solchen verrichtet werden. Das Eintreten eines solchen Falles steht aber den Wangen an Arbeitskräften voraus, während heute im Gegenteil bei uns ein Ueberangebot gegenüber der Nachfrage herrscht, so daß sich viele Mädchen in Ermangelung eines besseren dazu bequemen müssen, den Dienstboten zu spielen. Unter solchen Umständen ist es selbstverständlich, viel zu geben und zu nehmen.“ Frau Lena seufzte schwer.

„Ja — und das Eine will ich Dir noch sagen: Schlägt mal ein Herz in Liebe für Dich — dann halt' es fest! Geliebt werden — das ist das höchste Glück! Einen Menschen haben, der sich um uns sorgt, der heiße Tränen weint, wenn wir sterben. Um mich alten Kerl!“ seufzte er wehmütig hinzu, „meint kein Menschenauge — der Phylax, der wird heulen — was, Du treues Tier?“ Er kraute dem modelnden Hunde den Kopf.

Der Mond war über dem Walde heraufgekommen, wie ein großer, gelber Ball hing er im Aether. Die blauen Augen in dem zarten Frauen- gesicht standen voller Tränen. Ganz leise und sanft strich ihre Hand über die runzlige, braune Rechte des alten Mannes. Geliebt werden! Füllte das ein Frauen- leben aus? Muß nicht auch das eigene Herz in jubelnder Seligkeit alles zurückgeben, was es empfängt? Und doch —

Frau Lena stand auf und reichte Christian Palzer abschiednehmend die Hand. „Leb wohl, Christian“, sie lächelte unter Tränen. „Ihr habt mir den rechten Weg gewiesen. Ich weiß nun, daß ich Karl Berger zum Glück und zum Leben nötig bin.“ Leichtfüßig schritt sie den Wiesen- pfad hinab. Der Alte sah ihr sinnend nach. — Vier Wochen später läuteten die Hochzeits- glöckchen zu ihm herauf. Da nahm er den alten, verbeulten Hut ab, und seine Hände falteten sich zu einem Segenswunsch für das junge Paar.

Christian Palzer

Schizze von Lita Wolff.

Wie eine schwarze, überlebensgroße Silhouette hob sich die Gestalt des alten Schäfers von dem rotglühenden Abendhimmel ab. Er stand inmitten seiner Herde und sprach in abgerissenen Worten auf sie ein — ermahnend — aufmunternd — lobend — je nachdem.

Das blöhte und meckerte um ihn herum, als ob ihm jedes etwas erzählen wollte. Die jungen Lämmer, die so ungeschickt sprangen, schrien wie die kleinen Kinder dazwischen. Und die beiden großen Schäferhunde, wahre Prachtexemplare, umkreisten die Herde u. hielten jedes Stück sofort zurück, wenn es sich zu weit entfernen wollte.

„Recht halt, Phylax“, murmelte Christian Palzer, „grad' wie die Menschen stellt sich das dumme Viehzeug manchmal an. Als ob's daheim nicht am besten wäre — laß, hol' die graue 87 zurück, die rennt ja gradwegs ins Kornfeld hinein.“

Der Hund jagte davon. Christian sah sich um. Er kannte jedes Stück seiner großen Herde und wußte, wo jedes seiner 384 Tiere zuhause war. Für jeden anderen war's eine unheimliche, graue, lebendige Masse — für Christian Palzer waren es Lebewesen, deren jedes seine eigene Seele, sein Einzeldasein hatte. Grad' wie die Menschen. Die waren nur unvernünftiger — die nachsten an Gist- pilanzen und tranken von giftigen Wässern die sie sich selber machten, und die ihr Leben

verkürzten. Da war die tierische Kreatur doch klüger. Die wußte, daß ein Dornbusch ein Dornbusch war, daß man von ihm keine Rosen pflücken konnte. Und den giftigen Kräutern ging sie behutsam aus dem Wege.

Christian Palzer war im Laufe der 58 Jahre, die er nun die Schafe von G. hütete, ein Philosoph geworden. Seine blauen Augen schauten wie die eines Menschen- und Lebenskenners aus dem braunen Pergamentgesicht. Und wie er niemals einen Gedanken ins Uferlose fallen ließ, so ließen auch seine Finger niemals eine Waise an den blauen oder grauen Woll- krümpfen, die er Sommers und Winters strich- te, fallen.

Er hatte eine Freundin, das war die junge Lehrerswitwe, deren Mann im Felde geblieben war.

„Das einzig vernünftige Frauengemisch, seit meine Anna tot ist“, pflegte er von ihr zu sagen.

„Die redt' nicht bloß von Kochen und bedenklich die andern Weiber, die redt' von Gottes freier Natur und freut sich auch an Him- melsblau und Hedenrofen, und die blanken Sternennächte und der Mondenschein, die haben ihr noch was zu sagen. Weit mehr als die rotblonde Nachbarnin mit dem Schandmaul und dem Allesbestreiffen.“

So manche Stunde sah die junge Frau Magdalena am Feldrain neben Christian und ließ seine Weltweisheit wie einen sanften Bach über sich hinfließen. Und wenn ihr ungebärdiges, leuchtendstes Herz, das sich in all die Einsamkeit und das Leben, das sie zum Ent-

jagen zwingen wollte, nicht schicken konnte, dann flüchtete sie zu dem ganz Einamen, der sich doch nicht so fühlte. Und immer ging sie getrocknet heim. Noch nie hatte der alte Christian verlast.

Man lachte über die verdrehte „Schäferlema“, wie sie im Dorfe längst genannt wurde. Jetzt sah sie wieder einmal neben ihm und sah auf die fleißigen, nimmermüden Hände.

„Ach, Christian, wenn ich doch auch erst so ruhig und abgeklärt wäre wie Ihr“, seufzte sie und hob die leuchtendsten Augen zu den ziehenden Wolken empor.

„Nicht doch, mein Tochter, Du hast ja Dein ganzes Leben noch vor Dir. Glaub' man, es war ein langer Weg bis hierher. Und immer ist der alte Christian auch nicht so ruhig gewesen. Der war auch mal jung und hatte ein heißes Herz.“

Magdalena sah den Alten an. Herrgott — mußte das lange her sein! Als ob er ihre Gedanken erriet, hob er das stolpernde Kinn und schaute ihr ins Gesicht.

„Ja — lang her ist das all — ein Menschenalter grad“, und wenn Du die Geschichte hörten willst, mein Tochter —

„Ach ja, Christian, erzähl mir doch aus Eurem Leben“, bat sie und sah ihn erwartungsvoll an.

Er stand auf und umfachte mit einem einzigen Blick seine Herde. Da war alles in Ordnung. „Von dem großen Brande hast ja wohl Dein Großmutter erzählen hören. Daquam war ich ein forlicher Mensch, grad' monzig und ein Kurassier, der mit dem Teufel um die Wette

geritten und doch als Erster durchs Ziel gekommen wäre. Ich hieß denn auch der tolle Christian“ im Regiment, und mein Rittmeister hatte einen Narren an mir getroffen. Die Wädel waren mir alle gut, ob sie nun blond oder braun waren. Und wenn ich auf Urlaub kam, dann gab's manche Kauferei, denn der tolle Christian“ machte jedem Burschen sein Wädel abspenstig. Bis die richtige Liebe kam. Da guckte ich kein Wädel mehr an, und kein noch so heißer Blick lockte mich. Aber die, die ich liebte, wollte nichts von mir wissen, die wollte hoch hinaus. Schön war sie, und Geld hatte sie auch, und ich war bloß ein armer Kerl. Mein ganzer Reichtum war mein Herz, und dann kam der Brand. Es war eine wilde Sturmnacht und an Rettung nicht zu denken. Und die stolze Schulzen-Trina lag mit gebroch- nem Wein in ihrer Geliebten, und kein Mensch wagte, sie aus den brennenden, rauchenden Mauern herauszuholen. Alles schrie und brüllte durcheinander und der Vater be- nahm sich wie ein Wahnsinniger. Na — ich besann mich nicht weiter — ich trug sie auf meinen Armen ins Lehrershaus. Arg ver- brannt waren wir alle beide — ich kam gleich ins Lazarett —

„Ja — und da habt ihr die Rettungsmedaille bekommen, sagte Großmutter.“

„Und als ich sie nach einem halben Jahr wieder sah“, er wachte mit dem Handrücken über die Augen — „da hält' ich sie nicht mehr dererkannt — da war ihre Schönheit hin. Und ein Krüppel war sie auch. Und glauben tat sie an nichts im Himmel und auf Erden.“

Er stand auf und umfachte mit einem einzigen Blick seine Herde. Da war alles in Ordnung. „Von dem großen Brande hast ja wohl Dein Großmutter erzählen hören. Daquam war ich ein forlicher Mensch, grad' monzig und ein Kurassier, der mit dem Teufel um die Wette

geritten und doch als Erster durchs Ziel gekommen wäre. Ich hieß denn auch der tolle Christian“ im Regiment, und mein Rittmeister hatte einen Narren an mir getroffen. Die Wädel waren mir alle gut, ob sie nun blond oder braun waren. Und wenn ich auf Urlaub kam, dann gab's manche Kauferei, denn der tolle Christian“ machte jedem Burschen sein Wädel abspenstig. Bis die richtige Liebe kam. Da guckte ich kein Wädel mehr an, und kein noch so heißer Blick lockte mich. Aber die, die ich liebte, wollte nichts von mir wissen, die wollte hoch hinaus. Schön war sie, und Geld hatte sie auch, und ich war bloß ein armer Kerl. Mein ganzer Reichtum war mein Herz, und dann kam der Brand. Es war eine wilde Sturmnacht und an Rettung nicht zu denken. Und die stolze Schulzen-Trina lag mit gebroch- nem Wein in ihrer Geliebten, und kein Mensch wagte, sie aus den brennenden, rauchenden Mauern herauszuholen. Alles schrie und brüllte durcheinander und der Vater be- nahm sich wie ein Wahnsinniger. Na — ich besann mich nicht weiter — ich trug sie auf meinen Armen ins Lehrershaus. Arg ver- brannt waren wir alle beide — ich kam gleich ins Lazarett —

„Ja — und da habt ihr die Rettungsmedaille bekommen, sagte Großmutter.“

„Und als ich sie nach einem halben Jahr wieder sah“, er wachte mit dem Handrücken über die Augen — „da hält' ich sie nicht mehr dererkannt — da war ihre Schönheit hin. Und ein Krüppel war sie auch. Und glauben tat sie an nichts im Himmel und auf Erden.“

Er stand auf und umfachte mit einem einzigen Blick seine Herde. Da war alles in Ordnung. „Von dem großen Brande hast ja wohl Dein Großmutter erzählen hören. Daquam war ich ein forlicher Mensch, grad' monzig und ein Kurassier, der mit dem Teufel um die Wette

geritten und doch als Erster durchs Ziel gekommen wäre. Ich hieß denn auch der tolle Christian“ im Regiment, und mein Rittmeister hatte einen Narren an mir getroffen. Die Wädel waren mir alle gut, ob sie nun blond oder braun waren. Und wenn ich auf Urlaub kam, dann gab's manche Kauferei, denn der tolle Christian“ machte jedem Burschen sein Wädel abspenstig. Bis die richtige Liebe kam. Da guckte ich kein Wädel mehr an, und kein noch so heißer Blick lockte mich. Aber die, die ich liebte, wollte nichts von mir wissen, die wollte hoch hinaus. Schön war sie, und Geld hatte sie auch, und ich war bloß ein armer Kerl. Mein ganzer Reichtum war mein Herz, und dann kam der Brand. Es war eine wilde Sturmnacht und an Rettung nicht zu denken. Und die stolze Schulzen-Trina lag mit gebroch- nem Wein in ihrer Geliebten, und kein Mensch wagte, sie aus den brennenden, rauchenden Mauern herauszuholen. Alles schrie und brüllte durcheinander und der Vater be- nahm sich wie ein Wahnsinniger. Na — ich besann mich nicht weiter — ich trug sie auf meinen Armen ins Lehrershaus. Arg ver- brannt waren wir alle beide — ich kam gleich ins Lazarett —

„Ja — und da habt ihr die Rettungsmedaille bekommen, sagte Großmutter.“

„Und als ich sie nach einem halben Jahr wieder sah“, er wachte mit dem Handrücken über die Augen — „da hält' ich sie nicht mehr dererkannt — da war ihre Schönheit hin. Und ein Krüppel war sie auch. Und glauben tat sie an nichts im Himmel und auf Erden.“

schwierig wie erschöpf. „Ja — aber ich hatt' sie doch nun mal lieb, und für ihr Unglück konnte sie doch nicht. Aber der Alte bot mir einen blauen Lappen an — den schmiß ich ihm ins Gesicht — ja. Und dann ging ich auf die Walze. Aber es litt mich nimmer draußen in der Welt. Die Heimat rief nach mir. Da war der Alte tot, und die Trina war noch verstor- ter worden. Aber ich besuchte sie halt manch- mal und erzählte ihr allerlei. Und daß es noch viel ärmere und unglücklichere Menschen gäbe. Meine Liebe aber war tot, die hatte sie ge- morbet. Nun war bloß noch das Mitleid mit dem armen Weibe da. — Und dann kam die Anna ins Dorf und da machte mein Herz wie- der auf und sie sollte meine Frau werden. Aber das gönnte uns die Trina nicht. Bald liefen allerlei böse Gerüchte durchs Dorf. Und eines Tages zogen sie die Anna aus der Saale. Ein paar Minuten später und sie hält' nimmer wieder die Augen zum Himmel aufge- schlagen. Jemand ein böses Gift hatte sich ihr aber doch ins Herz getrieben — sie gab mir meinen Ring zurück. Da wurde ich ganz ein- sam und Menschenfeind.“

„Zehn Jahre lang lebte ich weit draußen in meiner Holzstätte. Da lernte ich die Natur lieben und verstehen. Und die Sprache der Tiere war mir nicht mehr fremd. Nur die Menschen, die waren mir ganz fremd geblieben. Und mein Lebtag hab' ich mir keine Müß' mehr gegeben, sie kennen zu lernen. Es lohnt nicht — wirklich, es lohnt nicht. Aber so ein jung' Frauchen wie Du — nein — Du mußt noch dein ins Leben — Du hast noch

geritten und doch als Erster durchs Ziel gekommen wäre. Ich hieß denn auch der tolle Christian“ im Regiment, und mein Rittmeister hatte einen Narren an mir getroffen. Die Wädel waren mir alle gut, ob sie nun blond oder braun waren. Und wenn ich auf Urlaub kam, dann gab's manche Kauferei, denn der tolle Christian“ machte jedem Burschen sein Wädel abspenstig. Bis die richtige Liebe kam. Da guckte ich kein Wädel mehr an, und kein noch so heißer Blick lockte mich. Aber die, die ich liebte, wollte nichts von mir wissen, die wollte hoch hinaus. Schön war sie, und Geld hatte sie auch, und ich war bloß ein armer Kerl. Mein ganzer Reichtum war mein Herz, und dann kam der Brand. Es war eine wilde Sturmnacht und an Rettung nicht zu denken. Und die stolze Schulzen-Trina lag mit gebroch- nem Wein in ihrer Geliebten, und kein Mensch wagte, sie aus den brennenden, rauchenden Mauern herauszuholen. Alles schrie und brüllte durcheinander und der Vater be- nahm sich wie ein Wahnsinniger. Na — ich besann mich nicht weiter — ich trug sie auf meinen Armen ins Lehrershaus. Arg ver- brannt waren wir alle beide — ich kam gleich ins Lazarett —

„Ja — und da habt ihr die Rettungsmedaille bekommen, sagte Großmutter.“

„Und als ich sie nach einem halben Jahr wieder sah“, er wachte mit dem Handrücken über die Augen — „da hält' ich sie nicht mehr dererkannt — da war ihre Schönheit hin. Und ein Krüppel war sie auch. Und glauben tat sie an nichts im Himmel und auf Erden.“

Er stand auf und umfachte mit einem einzigen Blick seine Herde. Da war alles in Ordnung. „Von dem großen Brande hast ja wohl Dein Großmutter erzählen hören. Daquam war ich ein forlicher Mensch, grad' monzig und ein Kurassier, der mit dem Teufel um die Wette

geritten und doch als Erster durchs Ziel gekommen wäre. Ich hieß denn auch der tolle Christian“ im Regiment, und mein Rittmeister hatte einen Narren an mir getroffen. Die Wädel waren mir alle gut, ob sie nun blond oder braun waren. Und wenn ich auf Urlaub kam, dann gab's manche Kauferei, denn der tolle Christian“ machte jedem Burschen sein Wädel abspenstig. Bis die richtige Liebe kam. Da guckte ich kein Wädel mehr an, und kein noch so heißer Blick lockte mich. Aber die, die ich liebte, wollte nichts von mir wissen, die wollte hoch hinaus. Schön war sie, und Geld hatte sie auch, und ich war bloß ein armer Kerl. Mein ganzer Reichtum war mein Herz, und dann kam der Brand. Es war eine wilde Sturmnacht und an Rettung nicht zu denken. Und die stolze Schulzen-Trina lag mit gebroch- nem Wein in ihrer Geliebten, und kein Mensch wagte, sie aus den brennenden, rauchenden Mauern herauszuholen. Alles schrie und brüllte durcheinander und der Vater be- nahm sich wie ein Wahnsinniger. Na — ich besann mich nicht weiter — ich trug sie auf meinen Armen ins Lehrershaus. Arg ver- brannt waren wir alle beide — ich kam gleich ins Lazarett —

„Ja — und da habt ihr die Rettungsmedaille bekommen, sagte Großmutter.“

„Und als ich sie nach einem halben Jahr wieder sah“, er wachte mit dem Handrücken über die Augen — „da hält' ich sie nicht mehr dererkannt — da war ihre Schönheit hin. Und ein Krüppel war sie auch. Und glauben tat sie an nichts im Himmel und auf Erden.“

Er stand auf und umfachte mit einem einzigen Blick seine Herde. Da war alles in Ordnung. „Von dem großen Brande hast ja wohl Dein Großmutter erzählen hören. Daquam war ich ein forlicher Mensch, grad' monzig und ein Kurassier, der mit dem Teufel um die Wette

geritten und doch als Erster durchs Ziel gekommen wäre. Ich hieß denn auch der tolle Christian“ im Regiment, und mein Rittmeister hatte einen Narren an mir getroffen. Die Wädel waren mir alle gut, ob sie nun blond oder braun waren. Und wenn ich auf Urlaub kam, dann gab's manche Kauferei, denn der tolle Christian“ machte jedem Burschen sein Wädel abspenstig. Bis die richtige Liebe kam. Da guckte ich kein Wädel mehr an, und kein noch so heißer Blick lockte mich. Aber die, die ich liebte, wollte nichts von mir wissen, die wollte hoch hinaus. Schön war sie, und Geld hatte sie auch, und ich war bloß ein armer Kerl. Mein ganzer Reichtum war mein Herz, und dann kam der Brand. Es war eine wilde Sturmnacht und an Rettung nicht zu denken. Und die stolze Schulzen-Trina lag mit gebroch- nem Wein in ihrer Geliebten, und kein Mensch wagte, sie aus den brennenden, rauchenden Mauern herauszuholen. Alles schrie und brüllte durcheinander und der Vater be- nahm sich wie ein Wahnsinniger. Na — ich besann mich nicht weiter — ich trug sie auf meinen Armen ins Lehrershaus. Arg ver- brannt waren wir alle beide — ich kam gleich ins Lazarett —

viel zu geben und zu nehmen.“ Frau Lena seufzte schwer.

„Ja — und das Eine will ich Dir noch sagen: Schlägt mal ein Herz in Liebe für Dich — dann halt' es fest! Geliebt werden — das ist das höchste Glück! Einen Menschen haben, der sich um uns sorgt, der heiße Tränen weint, wenn wir sterben. Um mich alten Kerl!“ seufzte er wehmütig hinzu, „meint kein Menschenauge — der Phylax, der wird heulen — was, Du treues Tier?“ Er kraute dem modelnden Hunde den Kopf.

Der Mond war über dem Walde heraufgekommen, wie ein großer, gelber Ball hing er im Aether.

Die blauen Augen in dem zarten Frauen- gesicht standen voller Tränen. Ganz leise und sanft strich ihre Hand über die runzlige, braune Rechte des alten Mannes.

Geliebt werden! Füllte das ein Frauen- leben aus? Muß nicht auch das eigene Herz in jubelnder Seligkeit alles zurückgeben, was es empfängt? Und doch —

Frau Lena stand auf und reichte Christian Palzer abschiednehmend die Hand. „Leb wohl, Christian“, sie lächelte unter Tränen. „Ihr habt mir den rechten Weg gewiesen. Ich weiß nun, daß ich Karl Berger zum Glück und zum Leben nötig bin.“ Leichtfüßig schritt sie den Wiesen- pfad hinab. Der Alte sah ihr sinnend nach. — Vier Wochen später läuteten die Hochzeits- glöckchen zu ihm herauf. Da nahm er den alten, verbeulten Hut ab, und seine Hände falteten sich zu einem Segenswunsch für das junge Paar.